Stadtwanderer

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **3 (1990)**

Heft 5

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

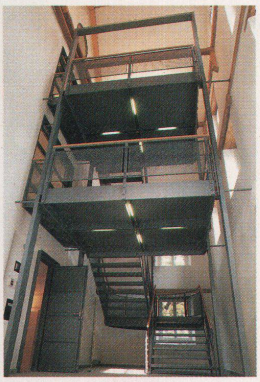
http://www.e-periodica.ch

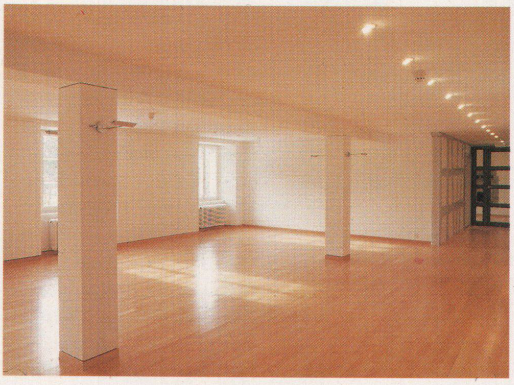
Stiletto in Serie

1983 hat Herr Stiletto den ersten Prototyp für einen Armlehnstuhl aus einem Einkaufswagen in seiner Werkstatt in Berlin zurechtgebogen. Der Entwurf wurde zum Signet für das neue deutsche Design: mehr Emotion bei möglichst gleichviel Funktion. Der Kultgegenstand wird jetzt seriell gefertigt, und zwar von der Firma Brüder Siegel aus Leipheim (BRD), die sonst Zubehör aus Metall für Selbstbedienungsläden herstellt. So auch die Einkaufswägelein – für uns Konsumenten ein Fahrzeug, für Stiletto Rohmaterial. Das pfiffige Re-Design ist nur ein Beispiel aus dem Arsenal: Nachttische aus Waschmaschinentrommeln, Leuchten aus Töffbestandteilen oder aus Blumentöpfen, Tische aus Sägeblättern und Tafelbesteck aus Armierungseisen ergänzen, in Kleinserien produziert, die Sammlung. GA

FOTO: IDRIS KOLOZOCS

Ein Kultgegenstand geht in Serie. «Consumer's Rest», gelb verzinkt und weiss verzinkt für die Grossen, «Short Rest», rot, gelb, blau und hochglanzverzinkt für die Kleinen (Bild)





FOTOS: MICHAEL RICHTER

Stahltreppenhaus, Innenraum in der «Oberen Mühle»: Warten auf Kultur

Projektwettbewerb ausgeschrieben, den das einheimische Architekturbüro Bob Gysin+Partner gewann. 1988 wurde mit dem 4,6-Millionen-Umbau begonnen.

Der Architekt hat den langgezogenen zweigeschossigen Bau mit Satteldach aussen kaum verändert, dafür im Innern einiges umgestaltet.

Wo früher Mühle und Lagerräume waren, hat Gysin vom Dach bis zum Boden eine Wand eingezogen. Im neu abgetrennten Gebäudeteil wurden die Böden herausgerissen, und in den freigelegten hohen Raum wurde ein offenes Stahltreppenhaus gestellt. Zwischen Treppenhaus und sanft renoviertem Wohntrakt liegen die öffentlichen Räume: im Erdgeschoss eine Kaffeebar und ein Kleinkino, darüber ein grosser Ausstellungsraum und im Dachgeschoss ein Festsaal mit freigelegtem Dachstuhl.

Für den Betrieb in der «Oberen Mühle» ist ein Kulturkoordinator verantwortlich. Draussen im Glattkanal, nahe beim Mühlerad, wird demnächst eine Chromstahlplastik von Vincenzo Baviera aufgestellt.

Was mit dem Ökonomiegebäude und der benachbarten «Alten Schmitte» geschieht, ist offen. Es gibt ein Projekt für die kulturelle Nutzung auch der Nebengebäude, für das sich ebenfalls der «Verein Obere Mühle» einsetzt. DZ

STADTWANDERER

Naturschutz heisst zu Hause bleiben

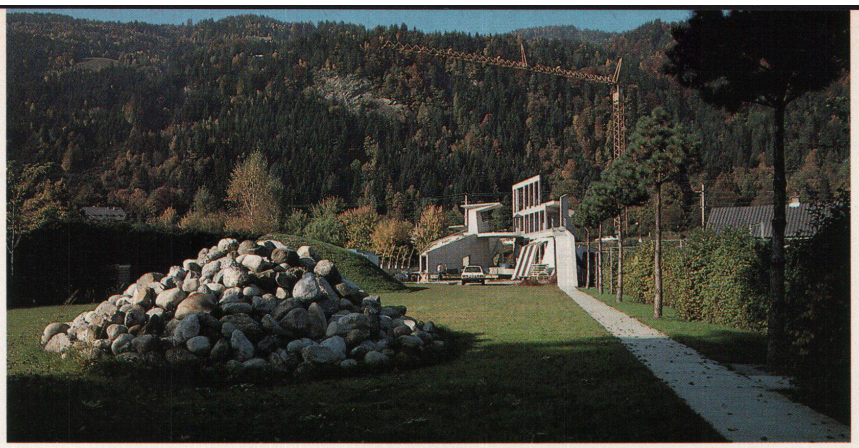
Zuweilen begegnet der Stadtwanderer Personen, die ihn bedauern. Stundenlang in Städten herumzulaufen sei doch langweilig und anstrengend. Ungesund vor allem, denn wenn sie, die Mitleidigen, schon wanderten, dann in der freien Landschaft. Dort nämlich finde der Mensch, was er wirklich brauche: gesunde Luft und Naturgenuss. Der Stadtwanderer kennt das aus seiner Jugend: das Sonntagsspaziergang- bis Wandersockenprogramm.

Diese Art Naturgenuss findet in der Freizeit statt. In den Ferien hingegen muss eine Steigerung her. Palmenstrand und Meeresrauschen sind obligatorisch. Achtundvierzig Wochen sollst du arbeiten, und vier Wochen sollst du dich räkeln. Dort, wo sie hinfliegen, ist es vor allem «schön». Woraus sich doch schliessen lässt, dass es dort, wo sie herkommen, «wüst» ist. Und genau diese Wüste pflegt der Stadtwanderer zu durchstreifen und kommt auf zwei Gedanken dabei.

Für Ferien geben wir viel Geld aus. Dagegen ist nichts zu sagen, schliesslich haben wir's auch verdient. Tapfer beissen wir die Zähne zusammen und warten auf das Kommen der Ferien. Gestärkt kehren wir daraus zurück. Sie sind notwendig, um unser inneres Gleichgewicht zu stabilisieren. Was aber, fragt sich der Stadtwanderer, geschähe, wenn die Leute, statt so viel Energie auf ihre Ferien zu verwenden, diese für ihr Zuhause einsetzten? Wenn sie sich sagten: In den achtundvierzig Alltagswochen ist die Umgebung wichtiger als in den vier Räkelwochen? Wenn sie sich zu Hause umsehen würden und dort Ferienansprüche an die Qualität ihrer Umgebung stellten? Wie müsste eine Schweiz aussehen, die den Palmenstrand erübrigt, weil es zu Hause auszuhalten ist? Schicken die Machthaber das Volk in die Ferien, damit es zu Hause nichts verändern will?

Naturgenuss jedenfalls beruhigt. Und nirgends ist er so aufwühlend wie dort, wo noch niemand war. Das Hüsli im Grünen sollte eigentlich am Waldrand stehen und den freien Blick auf die Alpen und das unverbaute Vorland haben. Der Palmenstrand ist dort am schönsten, wo es ausser uns nur noch diskretes Bedienungspersonal gibt. Kurz, die Natur ist im gezähmten Rohzustand am wertvollsten. Nur: der Naturgenuss zerstört genau das, was er anbetet. Das eingezonte Land ist bald überbaut, und die Einfamilienhüslihalde schreit alsbald nach Ferien. Aber auch im fernen Land machen wir kaputt, was wir lieben. Nach uns kommen alle andern, und mit der Natur ist es aus. Das Mittelmeer haben wir demnächst erledigt, vorwärts zum Indischen Ozean!

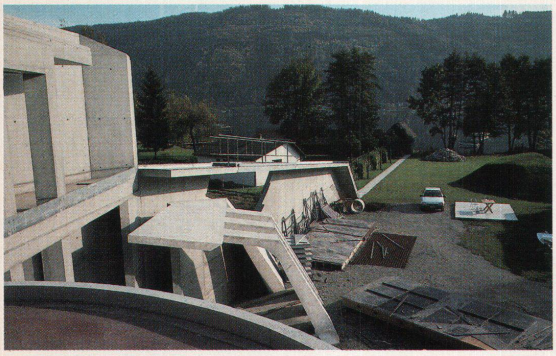
Darum ist das Stadtwandern der wahre Naturschutz. Kein Naturgenuss hinterlässt seine Vernichtungsspuren. Nur wer zu Hause bleibt, hilft der Natur. Oder umgekehrt: Jeder Tourist ist ein Naturvernichter. Stadtwandern mag für die Lunge nicht immer gesund sein, ist aber ein Jungbrunnen für den Geist. Gehen bringt uns auf Gedanken. Ob deswegen das Fahren und Fliegen von Staats wegen so gefördert wird? Jedenfalls sind die Fussgänger die zu fürchtende radikale Minderheit. Und dazu zählt sich der Stadtwanderer.



Ein Steinhaus in Steindorf

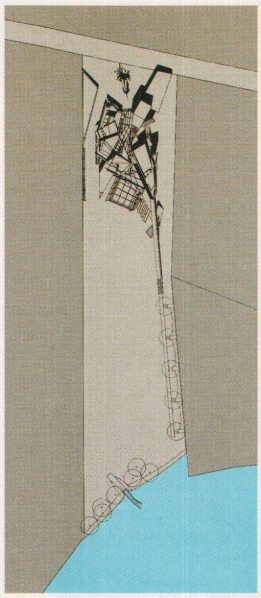
In letzter Zeit fand die Grazer Schule auch in der Schweiz grössere Beachtung. Ihr wohl bekanntestes Mitglied ist Günther Domenig. Zurzeit baut er in Kärnten, was er sein Steinhaus nennt: ein gebautes Architekturmanifest.

Domenig erbte von seiner Grossmutter ein schmales Grundstück in Steindorf zwischen Eisenbahn und Ossiachersee in Kärnten. Doch er hatte ein schlechtes Gewissen, im vom Tourismus zerstörten und zersiedelten Gebiet um den Ossiachersee sein Häuschen zu bauen. So entwickelte sich der Gedanke, einen halböffentlichen Ort zu schaffen, an dem sich Studenten, Architekten und andere Kulturschaffende treffen können. Die Architektenvilla wandelte sich zu einem Haus für bis zu dreissig Personen, das elf Schlafeinheiten mit entsprechenden Sanitärräumen, verschiedene Ess- und Gemeinschaftsräume, eine Bar, ein Büro und eine Sauna enthält.



FOTOS: JÜRGEN JOHNER

Dem Projekt gingen jahrelange Studien voraus. Domenig zeichnete aus seiner Kindheitserinnerung die Hügel und die skurrilen Felsformationen Kärntens. In diesen «Architektonischen Zerbrechungen» entstand die Vision des Hügels, aus dem die Felsen brechen. Mit der Zeit folgten spielerische Zeichnungen, in denen die Baukörper und deren Nutzung erkennbar wurden. Erst dann gab Domenig den Formen feste Konturen und übersetzte sie in Konstruktionspläne. Das Steinhaus ist kein Gebäude, das durch Einfachheit besticht oder das man gar auf den ersten Blick verstehen kann. Im Gegenteil, die gebaute Autobiographie ist ein komplexer Knotenpunkt von Gedanken, ein Magnet, der unzählige Geschichten zusammenhält, ein Wirrwarr von Überlagerungen, die aber alle genau aufeinander abgestimmt sind. Beim Entwerfen scheint vieles vom Zufall bestimmt zu sein, doch darauf folgen bei Domenig immer das minutiöse Ausarbeiten, das Weiterentwickeln, bis jeder Teil an seinem ganz bestimmten Platz sitzt.



Das äussere Erscheinungsbild des Steinhauses zeichnet sich ab – wie wird sein Innenleben?

Die begehbare Skulptur birgt in sich wiederum eine Vielzahl von Objekten. So wird im Glaskubus der «Nixnutznix» seinen Platz finden, ein Leuchtobjekt in Form eines Vogels, das Domenig eigentlich für die Eingangshalle einer Bankfiliale in Graz entworfen hatte. Mit der Arbeit an der technizistischen Edelstahlplastik wuchs seine Liebe zu dem seltsamen Vogel so sehr, dass er ihn nicht mehr hergeben wollte. Beiläufig erwähnt Domenig, dass das Mass seiner Beeinflussung durch andere Architekten nicht genau abzuschätzen sei: «Der Glaswürfel gehört vielleicht dem Gehry.»

Das Steinhaus wurde noch während der Bauphase aufs Kunstpodest gehoben und golden gerahmt. Ein paar Geschichten des Steinhauses wurden 1988/1989 im Museum für angewandte Kunst in Wien nacherzählt. Ausgestellt waren nicht nur Skizzen, Pläne und Modelle, sondern vor allem über sechzig Tonnen skulpturähnliche Bauteile. Domenig selbst spricht viel lieber über technische Experimente und perfektes Handwerk. So zeigt er mir fasziniert eine Stütze und eine nur acht Millimeter davon entfernte Wand, die beide an Ort betoniert worden sind. Mit Stolz weist er auf den scharfkantigen Beton hin: «Man soll sich daran blutig schneiden können.» Dass er die Bauführung bei seinem Steinhaus keinem Mitarbeiter überträgt, versteht sich von selbst.

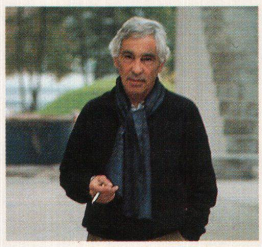
Wann das Steinhaus fertig sein wird, hängt vom Geld und den Behörden ab, die ihm – bei der jetzigen Publizität des Werks – nicht mehr so viele Steine in den Weg legen. «Eigentlich interessiert mich sowieso nur der Prozess des Bauens», sagt Domenig.

JÜRGEN JOHNER

Mehr über Grazer Architektur im nächsten «Hochparterre».

Der Gründervater der Grazer Schule

Günther Domenig studierte nach Abschluss der HTL Villach Architektur in Graz, wo er seit 1963 ein eigenes Büro betreibt. Er ist der bekannteste Grazer Architekt und gilt als Vater der Grazer Schule. Wie bei der Tessiner Schule bezeichnet dieser Begriff in Graz keinen definierten Stil, sondern eine lose Gruppe von Architekten, die ihren Beruf ernst nehmen und untereinander in regem Gedankenaustausch stehen. In den sechziger Jahren entstanden, zählt die Grazer Schule nun bereits etwa die fünfte Generation Architekten, von denen eine stattliche Anzahl irgendwann einmal in Domenigs Büro gearbeitet haben.



Er arbeitet mit Skizzen, die zunächst völlig von jeder Funktion des späteren Baus losgelöst sind, entwirft sehr emotional aus dem Bauch heraus. Die ersten Ideen lassen ihn dann oft nicht mehr los, er verfolgt sie «unter einer erbarmungslosen Ausnutzung aller Möglichkeiten» und übersetzt sie durch eine sehr organische Formensprache in die Realität. Seine Gebäude gleichen riesigen Plastiken, in denen sich orthogonale und bizarre Strukturen gegenüberstehen. Er mag keine Theorie, er spricht nicht gern über Architektur, und so verwundert es auch nicht, dass ihm Frank Gehry viel näher steht als zum Beispiel Peter Eisenman.